

Sonderdruck aus:

# Natur in den Geisteswissenschaften I

Erstes Blaubeurer Symposium



1988

## Die Sprache zwischen φύσει und θέσει

von EUGENIO COSERIU (Tübingen)

0. Meine Aufgabe in diesem Kurzreferat besteht lediglich darin, die Problematik des Gegensatzes φύσει/θέσει zu skizzieren und Vertretern anderer Disziplinen einen Diskussionsrahmen aus sprachtheoretischer Sicht anzubieten. Ich werde folglich diese Problematik nicht als solche *behandeln*, sondern mich darauf beschränken, die entsprechenden Fragestellungen in ihren wesentlichen Zügen *darzustellen* und kurz zu erläutern und sowohl in wissenschaftsgeschichtlicher als auch in sprachtheoretischer Hinsicht eine Reihe von Thesen zu formulieren.

1. Die erste These betrifft den allgemeinen Sinn und den historischen Status dieser Problematik selbst. Warum der Gegensatz φύσει/θέσει bezüglich der Sprache? Weil – und dies ist unsere kulturgeschichtliche These – die Griechen in der Tatsache, daß die Wörter (= Wortformen, Wortlaute) jeweils eine bestimmte, in der Sprache schon gegebene Bedeutung »haben« und dadurch »Namen« für bestimmte »Sachen«, ὀνόματα, sind, ein Problem gesehen und sich immer wieder nach Grund und Sinn des Verhältnisses »Name«-»Sache« gefragt haben. In anderen Kulturen, z. B. in der indischen, wird u. W. das Verhältnis Wortlaut-Wortbedeutung und insb. »Name«-»Sache« nicht problematisiert, d. h. es wird nicht nach dem Warum der Bedeutungen gefragt. So wird im *Tarkasamgraha* von Annambhaṭṭa (16. Jahrhundert), der eine viel ältere Tradition fortsetzt, die Bedeutung (*çakti*) als »der Wille Gottes, daß man durch ein bestimmtes Wort (*pada*) eine bestimmte Sache versteht« definiert; d. h., das Gegebene wird hingenommen, und man fragt dann in der Sprachtheorie sozusagen »vorwärts«, an erster Stelle nach der Rolle der Sprache im Prozeß der Erkenntnisgewinnung. Es wird nämlich, wie bei den Griechen seit Plato, zwischen dem *pada*, dem Wort als Vokabel, und dem *vākya*, der Äußerung bzw. der Aussage unterschieden: Das Wort als solches sei kein Erkenntnismittel, es gebe keine (neue) Auskunft über die Sachen; Erkenntnismittel in diesem Sinne sei erst die Aussage, die wahr oder falsch sein könne und Verbalerkentnis (*çabda-anubhava*) darstelle.<sup>1</sup> Das griechische Denken ist hingegen gerade durch die »In-Frage-Stellung des Gegebenen« charakterisiert. Man fragt nicht nur »vorwärts«, nach dem, was man mit der Sprache

<sup>1</sup> Cf. N. Altuchow, *El Tarkasamgraha de Annambhaṭṭa* (1959).

leisten kann, sondern auch und vor allem »rückwärts«, nach den ersten Prinzipien, nach der *ratio* des Sprachlichen. Daher die Problematik φύσει-θέσει, die folglich völlig anders als die indische Fragestellung ist, und zwar auch, wenn die Antwort auf die Frage nach der *ratio* der Sprache der indischen Annahme analog sein kann, d. h. wenn man die Bedeutungen als durch einen göttlichen Nomothetes gesetzt darstellt.

2.0. Unsere zweite These ist eine wissenschaftsgeschichtliche und betrifft die innere Differenziertheit der φύσει-θέσει-Problematik.<sup>2</sup> Der Gegensatz, den auch wir vorerst φύσει-θέσει (etwa: »von Natur« – »durch Setzung«, d. h. »naturbedingt, natürlich motiviert« – »willkürlich bzw. konventionell gesetzt«) nennen wollen, ist nämlich kein einfacher und in der Geschichte sich selbst gleichbleibender, wie man so oft annimmt, auch schon hinsichtlich der dafür verwendeten Termini nicht; und selbst wenn identische Termini verwendet werden, ist dennoch damit nicht eine Identität der Fragestellungen in Inhalt und Sinn sowie der entsprechenden Lösungen gewährleistet.

2.1.1. Die Geschichten der Sprachwissenschaft sprechen leider undifferenziert von einem Gegensatz φύσει-θέσει hinsichtlich des Wesens der sprachlichen Zeichen von der Antike zumindest bis zur Zeit der Renaissance und wollen feststellen, daß sich die neuere Sprachtheorie – wie schon mancher Denker in der Antike – für die θέσει-Auffassung (etwa für die »Konventionalität« bzw. für den »willkürlichen Charakter« der Namen) entschieden hat. In Wirklichkeit ist aber der Gegensatz φύσει-θέσει in dieser Form ein späterer, nacharistotelischer Gegensatz. Man muß eben dabei auch schon bezüglich der verwendeten Termini drei Phasen unterscheiden:

1. φύσει – νόμῳ, ἔθει, ὁμολογία, ξυνθήκη (»von Natur« – »durch Gesetz, Usus, Konvention, Übereinkunft«: so in der vorplatonischen Sprachphilosophie und noch bei Plato, bei dem eben für das Gegenteil von φύσει diese vier Termini erscheinen);
2. φύσει – κατὰ συνθήκην (»von Natur« – »als eingerichtet«: so bei Aristoteles und seinen Nachfolgern);
3. φύσει – θέσει (»von Natur« – »durch Setzung«: erst nach Aristoteles; dem Demokrit wird zwar die θέσει-Lösung zugeschrieben, jedoch von einem viel späteren Standpunkt aus, nämlich erst von Proklus im 5. Jahrhundert n. Chr.).

2.1.2. Der eine Terminus der Dichotomie, φύσει, ist hier stets der gleiche,

<sup>2</sup> Wir folgen hier im wesentlichen unserer Darstellung in: *Die Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart*, I<sup>2</sup>, (1975), S. 32 ff.

der andere ist jeweils anders, was auch für den Sinn des Gegensatzes nicht belanglos ist. Denn es handelt sich in der Tat um drei wenigstens schwerpunktmäßig verschiedene, z. T. sogar radikal verschiedene, wenn auch historisch miteinander zusammenhängende Fragestellungen.

Erstens ist der Gegenstand der Fragestellung selbst – das, wonach gefragt wird – jeweils verschieden. Bei der ersten Fragestellung geht es um die ὀρθότης τῶν ὀνομάτων, die »Richtigkeit der Namen« – nicht etwa als formale oder semantische Korrektheit in einer Sprache, sondern als aktuelle oder ursprüngliche, natürlich motivierte *Entsprechung* zwischen Wortlaut (Wortform) und bezeichneter Sache –, und zwar gleichgültig, ob man diese Entsprechung behauptet (φύσει-Annahme) oder leugnet (νόμῳ-Annahme). Bei der zweiten Fragestellung geht es um das *funktionelle Wesen* der sprachlichen Zeichen und folglich um die Bestimmung des entsprechenden Begriffs, d. h. um die Abgrenzung von »Namen« und »Nicht-Namen« (so eindeutig nur bei Aristoteles, s. u.). Bei der dritten Fragestellung schließlich geht es in erster Linie weder um die Entsprechung Name – Sache, noch um den funktionalen Status der sprachlichen Zeichen, sondern vielmehr um die *Genese der Namen*, und dadurch in gewisser Hinsicht um die Entstehung der Einzelsprachen (so ausdrücklich z. B. bei Ammonius, dessen Ansicht zufolge die Griechen tatsächlich vereinbart hätten, die Sachen mit den gleichen Namen zu benennen).

Zweitens geht es bei der zweiten Fragestellung nicht um eine Alternative wie bei der ersten (und wahrscheinlich auch bei der dritten), nicht etwa um: »entweder φύσει oder κατὰ συνθήκην«, sondern ausschließlich um »nicht-φύσει, sondern κατὰ συνθήκην«, d. h. um eine bestimmte *Lösung* des Problems, dadurch aber nicht um eine Option für einen der beiden Termini des ersten Gegensatzes, sondern um eine Überwindung der entsprechenden Fragestellung als solcher (s. u.).

Drittens ist auch der Sinn von φύσει trotz der materiellen Identität des Ausdrucks in den drei Gegensätzen verschieden. Beim ersten Gegensatz bezieht sich φύσει auf die *Natur der bezeichneten Sachen* und dadurch auf die Frage, ob diese eine bestimmte abbildende bzw. beschreibende Bezeichnung erfordert oder nicht, ob wenigstens für die »Urnamen« eine materielle Analogie zwischen der Beschaffenheit der Sachen und der Beschaffenheit der sie bezeichnenden Wörter anzunehmen ist oder nicht. Beim zweiten Gegensatz bezieht sich φύσει auf die *Natur der Laute* und dadurch auf die Frage, ob ein Laut »von Natur aus«, an und für sich als Name gelten kann, was eben gelehnet wird. Hier ist die eventuelle Analogie zwischen Wortlaut und

bezeichneter Sache in jedem Fall für den funktionellen Status der Namen belanglos (auch wenn sie zur etymologischen Motivation eines Wortes gehört): Sie ist nicht die *ratio* des Wort-Seins (cf. Fn. 5). Beim dritten Gegensatz bezieht sich φύσει wiederum auf die *ursprüngliche analoge Beschaffenheit* von Name und Sache; diese eventuelle Analogie kann aber bei Annahme der θέσει-Lösung nur als Motivation der Namengebung, nicht als Grund der Namensfunktion gelten: Auch nachahmende Wörter wären »Namen« durch Setzung, nicht von Natur aus.<sup>3</sup>

2.2.0. Zwei Momente sind in dieser Entwicklung, auch gerade für die Klärung des Gehalts der Fragestellungen, besonders wichtig: Platos Dialog *Kratylos* und die Stellungnahme von Aristoteles (insb. in *De interpretatione*). Um den eigentlichen Sinn dieser Entwicklung richtig einzuschätzen, ist es aber notwendig, sich zuerst genau die Unzulänglichkeiten des vorplatonischen Gegensatzes φύσει – νόμῳ usw. zu vergegenwärtigen. Diese Unzulänglichkeiten sind hauptsächlich drei: a) Bei beiden Lösungen ist die Fragestellung kausal ausgerichtet: Man fragt nach dem »Warum« der Bedeutung, d.h. man versteht die Bedeutung als kausal motivierte Wirkung. b) Der »Name« wird in beiden Fällen als bloßer Wortlaut aufgefaßt, und dieser wird als solcher direkt auf die bezeichnete Sache bezogen; d.h. es wird kein Unterschied zwischen Bedeutung (sprachlichem Inhalt) und Bezeichnung (außersprachlichem Bezug) gemacht bzw. die Bedeutung wird auf die Bezeichnung reduziert. c) Es wird kein Unterschied zwischen Wort und Aussage, zwischen Benennen und Sagen gemacht: In beiden Fällen wird nach einer »Wahrheit des Wortes«, d.h. nach einer im Wortlaut gegebenen Wahrheit der bezeichneten Sache gesucht. Die Vertreter der φύσει-These halten diese Wahrheit für tatsächlich im Wort gegeben; sie betrachten also das Wort als wenigstens implizite Beschreibung oder Aussage in bezug auf die Sache. Die Vertreter der νόμῳ-These leugnen zwar diese »Wahrheit des Wortes«, nicht

<sup>3</sup> φύσει, im Zusammenhang mit der Sprache verwendet, kann sich übrigens auch auf die »Natur« der Menschen beziehen (so bei Epikur). In diesem Fall handelt es sich jedoch um den Gegensatz *natura* – *ars* (φύσις – τέχνη), nicht um den die sprachlichen Zeichen betreffenden Gegensatz φύσει – θέσει. Dabei kann zwar φύσει zugleich im Gegensatz zu θέσει bzw. κατὰ συνθήκην stehen (wenn nämlich auch die Verschiedenheit der Sprachen auf die »natürliche« Verschiedenheit der Völker zurückgeführt wird, wie eben bei Epikur), muß es aber nicht: Es kann auch nur die Sprache im allgemeinen (das Sprachvermögen) betreffen und nicht zugleich die Einzelsprachen, die daher auch nicht *natura*, sondern *ars humana*, und κατὰ συνθήκην gegeben, sein können. So, bekanntlich bei Dante: »Opera naturale è ch' uom favella; / ma così o così, natura lascia / poi fare a voi secondo che v'abbella« (*Divina Commedia, Parad.*, 26, 130–132).

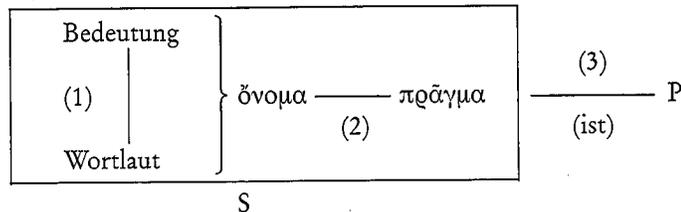
aber deshalb, weil das Wort als solches weder wahr noch falsch sein kann, sondern weil das Wort der Beschaffenheit der Sache grundsätzlich nicht entspreche und seine »Wahrheit« nur aus dem Gebrauch schöpfe.

2.2.1. Von Platos Dialog *Kratylos* wird nun oft gesagt, er würde nur diesen Gegensatz ausführlich darstellen und kritisch besprechen, jedoch keine Lösung bieten, zumal sich Plato weder für die eine noch für die andere These entscheidet. Unseres Erachtens besteht gerade in diesem Sich-nicht-entscheiden-Wollen Platos eindeutige Stellungnahme: Plato lehnt diesen Gegensatz selbst als unangebracht und sinnlos ab und fordert dadurch implizit zur radikalen Änderung der Fragestellung auf.<sup>4</sup> Übrigens hebt Plato auch die in der sog. »Richtigkeit« der Namen implizit gegebene Identifizierung bzw. Verwechslung von Angemessenheit und »Wahrheit« der Namen dadurch auf, daß er im *Sophistes* die beiden Grundfunktionen der Sprache, Benennen und Sagen (ὀνομάζειν und λέγειν), ausdrücklich unterscheidet und die Eigenschaften »wahr« und »falsch« nur dem Sagen zuschreibt. Außerdem weist Plato im *Kratylos* selbst, wenn auch anscheinend nur am Rande, auf die doppelte Funktion des Namens hin: dieser sei einerseits »Abgrenzung des Seins«, διακριτικὸν τῆς οὐσίας (388c), andererseits »Offenbarung« (δηλώσις) eines mentalen Inhalts (434e, 435b). Das heißt, daß er den Namen nicht als Wortlaut allein ansieht und die Bedeutung keineswegs mit der Bezeichnung gleichsetzt.

2.2.2. Von Aristoteles wurde oft, zum Teil schon seit der Antike behauptet, er habe in der alten Streitfrage φύσει – θέσει für die θέσει-Auffassung Partei ergriffen. In Wirklichkeit nimmt Aristoteles die von Plato implizit geforderte radikale Änderung der Fragestellung vor, und zwar dadurch, daß er die Motivation der sprachlichen Zeichen vom »Warum« zum »Wozu«, vom Bereich der Kausalität in den Bereich der Finalität verlagert (kein Laut ist von sich selbst aus »Name«, er ist es nur, wenn er intentionell zu einem Symbol gemacht wird) und dadurch, daß er *Bedeutung*, *Bezeichnung* und *Wahrheitswert* streng unterscheidet; letzteres, indem er die direkte Relation Wortlaut – Sache ausklammert und an ihrer Stelle drei verschiedene Relationen setzt: (1) Wortlaut – Wortbedeutung (φωνή – πάθημα τῆς ψυχῆς), (2) Name, d.h. Wortlaut + Wortbedeutung (φωνή σημαντική) – Sache (ὄνομα – πράγμα),

<sup>4</sup> Cf. das schon von U. von Wilamowitz-Moellendorff Bemerkte: »Überhaupt ist der Gegensatz Natur und Konvention (Gesetz) für die platonische Behandlung der Sprache nicht wohl verwendbar« (*Platon, I, Leben und Werke* [1919], S. 236). Vgl. auch S. 294: »Da ist denn gar kein Zweifel mehr möglich, daß die Nutzlosigkeit des ganzen Treibens gezeigt werden soll.«

(3) [Name in Vertretung der Sache als] Subjekt – Prädikat, was am besten vielleicht mit einem Schema verdeutlicht werden kann:



Die erste Relation, d. h. die dem Zeichen interne Relation zwischen Significans und Significatum, durch die das Zeichen als solches entsteht, ist eine freie, intentionell μετὰ φαντασίας τινός (*De anima*, 420b) gesetzte. Hinsichtlich dieser Relation ist das Zeichen weder »wahr« noch »falsch«, da es keine Analyse und Synthese, sondern eine »einheitliche Erfassung« (νόησις τῶν ἀδιαίρετων, *De anima*, 430a) darstellt. Auch kann hier eine Bestimmung des Wortlautes von der bezeichneten Sache her nicht angenommen werden, zumal sich der Wortlaut direkt überhaupt nicht auf die Sache, sondern auf einen Inhalt des Bewußtseins (πάθημα τῆς ψυχῆς) bezieht, und in dieser Beziehung ist jeder Wortlaut adäquat, wenn er einem bestimmten πάθημα entspricht (sonst ist er auch kein Symbol, kein »Wortlaut«, sondern nur materieller Laut).<sup>5</sup> In der zweiten Relation bezieht sich zwar das Zeichen als ὄνομα (Laut + Bedeutung) auf eine »Sache«, ist aber auch in dieser Relation nicht von der Sache her motiviert und auch nicht »wahr« oder »falsch«, sondern es gilt einfach κατὰ συνθήκην, d. h. »als [traditionell] eingerichtet« (wir würden heute »als historisch motiviert« sagen). Erst bei der dritten Relation – die allerdings nicht einmal für jedes Sagen, sondern nur für den »λόγος ἀποφαντικός«, die bejahende oder verneinende Aussage, gilt – kommt ein Wahrheitswert der Sprache in Frage; »wahr« oder »falsch« ist aber auch hier nicht der Name, und auch nicht die Spra-

<sup>5</sup> Freilich kann hier eine Bestimmung des Wortlautes durch die Analogie mit dem πάθημα erfolgen. Der Wortlaut ist aber nicht deshalb Symbol, weil er in seiner materiellen Beschaffenheit dem πάθημα analog ist, sondern deshalb, weil er zum Symbol gemacht wurde. Das heißt, daß es sich auch bei dieser Analogie um eine finalistische, nicht um eine kausale Bestimmung handelt: Der analoge Wortlaut ist nicht »Zeichen, weil nachahmend«, er ist »Zeichen zum Nachahmen«. Gerade deshalb sagt Aristoteles, daß kein Name von Natur aus ein solcher ist: Auch die lautnachahmenden sind es nicht von sich selbst aus.

che schlechthin (»λόγος σημαντικός«), sondern die Aussage als solche, genauer, ihr Denkinhalt: die durch die Prädikation erfolgte *Analyse* und *Synthese* der Sache selbst.

2.3. Nach Aristoteles erfährt die Fragestellung eine allgemeine Verschiebung in Richtung auf das Genetische, d. h. auf das Problem der Entstehung der Zeichen (was z. T. schon in der vorplatonischen Fragestellung im Zusammenhang mit der ursprünglichen ὁρθότης gewisser Namen gegeben war), ja bisweilen auch in Richtung auf das direkte Verhältnis Wortlaut – bezeichnete Sache; dies sogar unter den Aristotelikern. Das »Nicht-φύσει« bleibt zwar erhalten, das aristotelische κατὰ συνθήκην wird aber nicht mehr in rein funktioneller und historischer, sondern eben in genetischer Hinsicht als »durch willkürliche bzw. konventionelle Setzung« verstanden und dem θέσει gleichgesetzt (so ausdrücklich von Ammonius: τὸ κατὰ συνθήκην, ταῦτὸν σημαῖνον τῷ θέσει). Allmählich setzt sich jedoch im lateinischen Mittelalter auch eine richtigere Interpretation durch, und zwar trotz Boëthius' Übersetzung von κατὰ συνθήκην durch »secundum placitum«, die dieselbe Verlagerung auf das Genetische einschließt. So entscheidet sich Thomas eindeutig für die funktionelle Fragestellung,<sup>6</sup> indem er die eventuelle etymologische Bedeutung als für das aktuelle Funktionieren der Zeichen belanglos erklärt; er behält zwar im angeführten Text von Aristoteles die Übersetzung von κατὰ συνθήκην durch »secundum placitum« bei, erklärt es aber im Kommentar durch »ex institutione humana«, »secundum institutionem humanam«; er interpretiert die Bedeutung nicht als unmittelbare Bezeichnung von Sachen, sondern eben (ausdrücklich!) als νόησις τῶν ἀδιαίρετων, »indivisibilem intelligentiam«, und daher als Benennung der »quidditas« der Sachen; und er schreibt Wahrheit bzw. Falschheit ausschließlich dem *iudicium* zu, nicht den Namen, und auch nicht der Namengebung als Erfassung der *quidditas*. Ähnliches gilt im wesentlichen, wenn auch mit besonderer Hervorhebung des genetischen *secundum placitum*, für die übrige Scholastik, die stets zwischen den *signa naturalia* (wie Schrei und Weinen) und den *artificialia* unterscheidet und die sprachlichen Zeichen stets zu den letzteren rechnet. In der in diesem Zusammenhang üblichen, insbesondere auf das sprachliche Zeichen bezogenen Formel *non naturā sed ad placitum* wird die *non naturā*-Bestimmung als »nicht von Natur aus bestehend« und/oder als »in seiner Beschaffenheit und Bedeutung nicht natürlich (von der Beschaffenheit der bezeichneten Sache her) motiviert« verstanden, und *ad placitum* wiederum als »in seiner Beschaffen-

<sup>6</sup> In *Peri Hermeneias expositio*, insb. Lectiones II–IV.

heit beliebig« (wie *non naturā!*) und/oder als »intentionell gesetzt« und daher »secundum placitum et voluntatem imponentis« bedeutend. Es überwiegt aber die jeweils zweite Deutung, d.h. »nicht natürlich motiviert, sondern intentionell [mit der Bedeutung  $x$ ] gesetzt«. <sup>7</sup>

2.4.1. Seit der Renaissance gehört der Gegensatz  $\phi\upsilon\sigma\epsilon\iota$  –  $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$  auf die Sprache bezogen zur komplexen und auch noch nicht im einzelnen untersuchten Geschichte der Lehre vom »willkürlichen Charakter der sprachlichen Zeichen« (»arbitraire du signe«), deren Vertreter oft, ohne sich dessen bewußt zu werden, auf der Linie der Scholastik bleiben bzw. die scholastische Zeichenlehre (und nicht einmal in all ihren Feinheiten) wiederentdecken. Im allgemeinen wird in dieser Tradition, die bis Ferdinand de Saussure reicht und in dessen Lehre vom »arbitraire du signe« mündet, die  $\phi\upsilon\sigma\epsilon\iota$ -Bestimmung der sprachlichen Zeichen geleugnet und die  $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ -Bestimmung (in der Form des »willkürlichen Charakters«) behauptet. Dies bedeutet allerdings keine Identität der Ansichten. Im Gegenteil: Gegenüber der traditionellen Formel *non naturā sed ad placitum* haben wir bei den modernen Umdeutungen in begrifflicher Hinsicht vier Typen feststellen können. Beim Typ 1 bleibt die traditionelle These begrifflich erhalten, für *ad placitum* tritt jedoch »willkürlich« ein (so bei Locke und in der deutschen Grammatik schon bei Schottelius). Beim Typ 2 bleibt die traditionelle These erhalten, doch tritt »willkürlich« für *non naturā* ein, und die *ad placitum*-Bestimmung wird anders benannt (so u. a. bei Chr. Wolff, bei Condillac und bei James Harris und in der Linguistik im engeren Sinne bei Whitney). Beim Typ 3 wird hingegen die *non naturā*-Bestimmung ausdrücklich weggelassen (das Zeichen kann ohne weiteres Abbild sein) und »willkürlich« steht für das genetische *ad placitum* (so am klarsten bei Fichte, der jedoch nicht nur sprachliche Zeichen im Auge hat). Beim mit der Zeit überwiegenden Typ 4 bleibt schließlich nur die *non naturā*-Bestimmung erhalten, wofür eben oft »willkürlich« verwendet wird, das genetische Problem wird überhaupt nicht oder in anderer Form gestellt, manchmal wird die *ad placitum*-Lösung sogar ausdrücklich geleugnet (so bei Leibniz, Turgot, H. Paul, A. Noreen, A. Marty und ohne den Terminus »willkürlich« für *non naturā* bei Hegel, Madvig, Baudouin de Courtenay, Fortunatov u. a.). <sup>8</sup>

2.4.2. In allen diesen Fällen (und allgemein in der Linguistik) wird die

<sup>7</sup> Gemäß der ersten Interpretation von *ad placitum* wären die nachahmenden Zeichen natürlich nicht »ad placitum«; gemäß der zweiten Interpretation sind auch diese Zeichen »ad placitum« und nicht naturnotwendig.

<sup>8</sup> Ausführlicher dazu und zur Geschichte des »arbitraire du signe«: E. Coseriu, »L'arbitrai-

$\phi\upsilon\sigma\epsilon\iota$ -Bestimmung einerseits als Übernahme von »natürlichen« lautlichen Reaktionen in die Sprache oder als natürliche Motivierung des materiellen Zeichens durch die Beschaffenheit der zu bezeichnenden Sache (d.h. als wohl ursprünglich *intentionelle* Abbildung der Sache) verstanden. Deshalb werden auch allgemein als partielle Ausnahmen zum *non naturā*-Prinzip die Interjektionen und die onomatopoetischen Wörter zugelassen (letztere in etymologischer Hinsicht noch viel mehr als in synchronisch-funktioneller Hinsicht), bisweilen (so schon im 16. Jahrhundert vom portugiesischen Grammatiker Fernão de Oliveira und später von Chr. Wolff) – als Erscheinungen einer »waagerechten« oder syntagmatischen, d.h. kombinatorischen Motivierung – auch die zusammengesetzten und abgeleiteten Wörter, die in ihrer Struktur reale Verhältnisse widerspiegeln bzw. die bezeichneten Sachen beschreiben würden (so seien *kaufen, Mann, Milch, Kanne* vollkommen »arbiträre« Zeichen, die Kombinationen *Kaufmann, Milchkanne* seien hingegen objektiv motiviert). <sup>9</sup> Andererseits werden – u. E. mit mehr Recht – die verschiedenartigen Abbildungsfähigkeiten der Sprachlaute nicht selten als eine autonome Ausdrucksmöglichkeit der Sprache eingestuft und einer sogar erweiterten ikastischen Funktion der sprachlichen Zeichen zugeschrieben; in der Regel wird jedoch diese, als allgemein sprachliche Funktion, von der einzelsprachlichen Bedeutungsfunktion streng unterschieden. <sup>10</sup>

3.1. Man wird bemerkt haben, daß sich der Gegensatz  $\phi\upsilon\sigma\epsilon\iota$  –  $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$  in seinen verschiedenen Formen, wie die Feststellung der Motiviertheit bzw. der Nicht-Motiviertheit der sprachlichen Zeichen, von der Antike bis zur Gegenwart fast ausschließlich auf die materielle Seite der Sprache – auf die phonematische und/oder morphematische Beschaffenheit der Wortformen (signifiants) – oder höchstens auf das Verhältnis Wortlaut – Wortbedeutung bezieht. Von der inhaltlichen Seite der Sprache wird offensichtlich trotz der »Befreiung der Bedeutung vom Ding« durch Aristoteles, während einer langen Zeit mehr oder weniger stillschweigend angenommen, daß sie auf »natürliche« Weise gestaltet ist, d.h. daß die inhaltlichen – lexikalischen und grammatischen – Strukturen (= Bedeutungen), wie die hauptsächlichen Wortarten (Substantiv,

re du signe. Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffes«, *Archiv f. das Studium der neueren Sprachen u. Lit.*, 204 (1967), 81–112.

<sup>9</sup> Letzteres schließt im Grunde ein, daß jede morphologische »Proportionalität« oder »Analogie« (= Regelmäßigkeit) als wenigstens partielle »Motiviertheit« angesehen werden kann. Damit hängt weitgehend auch die in letzter Zeit für zahlreiche morphologische und syntaktische Strukturen angenommene »Ikonizität« zusammen.

<sup>10</sup> Cf. E. Coseriu, »Naturbild und Sprache«, in *Das Naturbild des Menschen*, hrsg. J. Zimmermann (1982), S. 261–262.

Adjektiv, Verb, Adverb), objektiven Strukturen der Realität bzw. Seinsarten derselben entsprechen. Es wird also, wenn auch in verschiedenen Formen, ein Parallelismus zwischen *modi essendi*, *modi intelligendi* und *modi significandi* angenommen.<sup>11</sup> Der willkürliche Charakter der semantischen Einteilungen (im Wortschatz und in der Grammatik) – obwohl in praktischer Hinsicht, dank Erlernung von Fremdsprachen, Dolmetschen und Übersetzung sicherlich nicht unbekannt – wird nur sehr spät und nur allmählich, insb. durch die intensivere Reflexion über die Verschiedenheit der Sprachen erkannt und ausdrücklich festgestellt und begründet.

3.2. Dies hat freilich seine guten Gründe. Hier nur einige davon: Erstens ist für jeden Sprecher seine eigene Sprache ein Bezeichnungssystem, das sich unmittelbar auf seine Welt bezieht und sein »Weltbild« darstellt: Ein *x* »ist« in dieser Beziehung ein *Baum*, ein *Haus*, ein *Fluß*, wird nicht etwa nur aufgrund der Semantik einer bestimmten Sprache »so genannt«. Zweitens gelten sehr oft in den Sachen objektiv feststellbare Züge als semantische Merkmale zur Konstitution und Abgrenzung von Bedeutungen, wenn es um die physikalisch erfahrbare Welt geht, und zwar obwohl diese Züge nicht für sich selbst, sondern erst dadurch, daß sie sprachlich als unterscheidende Züge bestimmt wurden, »semantische Merkmale« sind (die Vielheit z. B. ist etwas »Objektives«, dies schließt jedoch nicht ein, daß jede Sprache eine grammatische Bedeutung »Plural« aufzuweisen hat), und obwohl die sprachlichen Einteilungen auf der Ebene der Bedeutungen im sprachlichen Wissen, nicht in den Sachen als solchen vorgenommen werden (so daß auch die Bezeichnung einer Sache jeweils Zurückführung dieser Sache, d. h. des in ihr erkannten Seins auf eine Bedeutung ist, nicht umgekehrt). Drittens gibt es tatsächlich in den Sprachen zahlreiche Einteilungen, die in den Sachen selbst vorgenommenen Abgrenzungen entsprechen und bei denen folglich einzelsprachliche Bedeutung und universelle Bezeichnung wenigstens virtuell zusammenfallen (auch wenn sie nicht in allen oder nicht einmal in mehreren Sprachen existieren): Es handelt sich um den ganzen fachsprachlichen Wortschatz – nicht nur der als solchen anerkannten Wissenschaften und Techniken, sondern auch der ebenso stark differenzierten volkstümlichen Wissenschaft und Technik –, in dem ja die objektiven Einteilungen ihrer Benennung gegenüber grundsätzlich primär sind. Hier gilt tatsächlich: Zuerst die Sache, und erst dann das Wort.

3.3. Wichtige Momente in der Entdeckung und ausdrücklichen Feststel-

<sup>11</sup> Dies im Grunde auch im Nominalismus, der die *modi essendi* auf die *modi intelligendi* bzw. *significandi* zurückführt.

lung der Einzelsprachlichkeit der Wortbedeutungen stellen Locke (mit seiner Abgrenzung der Wörter für »gemischte Modi«) und Leibniz (mit der Unterscheidung von logischen, physischen und »kulturellen«, d. h. sprachlich gegebenen Species) dar, später vor allem Schleiermacher, Hegel und Humboldt; und in der Entdeckung und Begründung der Eigentümlichkeit der grammatischen Gestaltung der Sprachen, nach Herder, vor allem Lorenzo Hervás und wiederum Humboldt. Insbesondere muß Humboldts Abhandlung *Über das Entstehen der grammatischen Formen* (1822) in dieser Hinsicht als ein Wendepunkt in der Sprachwissenschaft und in der Sprachtheorie überhaupt angesehen werden.

In unserer Zeit, nicht zuletzt dank der Erforschung zahlreicher »exotischer« Sprachen, ist diese Erkenntnis hinsichtlich der Einzelsprachlichkeit der lexikalischen und grammatischen Inhalte fast zu einem Gemeinplatz der Sprachwissenschaft geworden. Und überall wird von der unterschiedlichen Analyse der Realität durch die Sprachen, vom »Netz von Einteilungen, mit dem jede Sprache die Realität bedeckt« usw., gesprochen, so daß man sich wieder auf die Suche nach universell notwendigen oder auch empirisch allgemeinen, mehr oder weniger natürlichen semantischen Einteilungen und Kategorien begeben möchte (und sich schon begeben hat). Ob man sich dabei auch des eigentlichen Sinns und der Tragweite des »Gemeinplatzes« voll bewußt ist, ist allerdings fraglich (s. u.).

4.0. In der heutigen Linguistik, vor allem in den letzten Jahren (aber nicht erst seit den letzten Jahren!), wird also das Problem der φύσει-Bestimmung der Sprache oft als Problem der »Natürlichkeit« der sprachlichen Fakten (oder auch des Sprachwandels) im Bereich der Laute, der Grammatik und auch der lexikalischen Semantik besprochen. Ich werde diese Frage nicht behandeln, da sie Thema eines anderen Vortrags auf dieser Tagung sein wird. Ich werde nur einige Beispiele erwähnen und auch diesbezüglich ein paar Thesen formulieren.

4.1. Schon M. Grammont stellte den historischen einzelsprachlichen Lautgesetzen seine »allgemeinen Lautgesetze« gegenüber: Es sei z. B. normaler und eher zu erwarten, daß ein *l* vor *j* (*lj*) palatalisiert wird und schwindet, als daß ein *j* zu *lj* wird; bei einem mehrstufigen Lautwandel wie *p*- > *f*- > *b*- > *0* sei die normale, natürliche Richtung des Wandels, eben diese und nicht etwa die entgegengesetzte, usw.; und solche Feststellungen wurden in letzter Zeit zum Rang von empirischen Universalien des Lautwandels erhoben. Ebenfalls im phonischen Bereich hat man z. B. festgestellt, daß alle (bekannten) Sprachen offene Silben (wie *Va-* in *Vater*), nicht aber alle auch geschlossene Silben

(wie *-ter*) haben; daß eine Sprache mit nur einem Nasalphonem als solches *n* hat (nicht etwa *m*), daß ein zweites Nasalphonem in einer Sprache stets *m* (nicht etwa *ng* oder *ñ*) ist; man hat von »schwierigen« Konsonanten nexus (insb. im Anlaut oder im Auslaut) gesprochen, und man hat die stimmlosen Konsonanten im Auslaut für »natürlicher« als die stimmhaften erklärt. André Martinet hat die Asymmetrie der Artikulationsorgane (die eindeutiger lautliche Unterscheidungen im weiteren Vorderraum als im engeren Hinterraum des Mundes zuläßt) als ständigen Faktor der Instabilität reicherer Vokalsysteme dargestellt. In der lexikalischen Semantik wurde nach einer universellen begrenzten Menge von möglichen »Semen« (unterscheidenden Zügen) und nach »Negativuniversalien« gesucht: Es sei z. B. nicht sinnvoll und deshalb nicht zu erwarten, daß eine Sprache ein einziges Wort für die rechte Hand und den linken Fuß hat. Im Bereich der Farbnamen wurde bemerkt, daß bei nur zwei solchen Lexemen in einer Sprache dies die Bezeichnungen für »schwarz« und »weiß« sind, daß bei drei Lexemen »rot« hinzukommt, bei vier Lexemen entweder »gelb« oder »grün«, aber nicht beide zusammen usw.

4.2.1. Es liegt nun aber auf der Hand, daß diese Fakten sehr heterogen sind, d. h., daß der Begriff »Natürlichkeit« vorerst sehr vage ist. Z. T. handelt es sich um physiologisch leicht bzw. leichter realisierbare Fakten, z. T. um leichtere Erlernbarkeit, um umfassendere Regelmäßigkeit, um in praktischer Hinsicht »ökonomischere« Fakten und deshalb um eine »sinnvollere« Erwartbarkeit derselben; oder auch einfach um häufiger oder meist oder stets in den bisher untersuchten Sprachen festgestellte Fakten. In gewissen Fällen handelt es sich sogar einfach um unbegründete Annahmen (wahrscheinlich um Extrapolationen aufgrund der Muttersprache des betreffenden Linguisten); so im Falle der angeblich »natürlicheren« stimmlosen Konsonanten im Auslaut: Solche Konsonanten stellen zwar die Norm im Deutschen, im Russischen, im Polnischen, im Katalanischen usw. dar und sind somit in diesen Sprachen »natürlich«; nicht aber im Englischen, im Französischen, im Rumänischen, im Serbokroatischen usw.

4.2.2. Was die empirischen Beobachtungen zur materiellen insb. physiologischen Bedingtheit des Sprechens betrifft, so sind sie gewiß nicht als belanglos abzutun. Man muß sich aber über den theoretischen Stellenwert solcher Feststellungen im klaren sein. Selbstverständlich ist der Mensch auch bei der Produktion von Sprache an bestimmte materielle Bedingungen gebunden; er muß – im Grunde nicht anders als ein Künstler, der der Beschaffenheit des Stoffes, den er bearbeitet, Rechnung trägt – mit diesen Bedingungen rechnen, und diese spiegeln sich in der Sprachgestaltung wider. Das Kennzeichnende

der Sprache ist jedoch nicht, daß sie materiell bedingt ist, sondern daß sie diese Bedingtheit stets überwindet. Nicht etwa die Asymmetrie der Artikulationsorgane, die die Unterscheidungsmöglichkeiten im Lautlichen einschränkt, ist für das Wesen der Sprache maßgebend, sondern vielmehr die Tatsache, daß trotz dieser Asymmetrie die meisten Vokalsysteme doch symmetrisch sind, daß z. B. eine Sprache, die offenes und geschlossenes *e* hat, normalerweise auch offenes und geschlossenes *o* hat. Die Schwierigkeit der Artikulation gewisser konsonantischer Nexus kann sicherlich als physiologisches Faktum definiert und vielleicht auch gemessen werden. Das wirklich Auffallende ist aber, daß so viele Sprachen »schwierige« Nexus ohne weiteres dulden und daß sie bisweilen den weniger komplexen die komplexeren Nexus vorziehen; so z. B. hat das Georgische den Nexus *plv-*, nicht aber *-lv-*, und im Russischen gibt es anlautende *mgl-*, *mgn-*, nicht aber anlautendes *mg-*.

4.2.3. Ähnliches muß man zu den empirisch festgestellten allgemeinen Normen der Sprachgestaltung und des Sprachwandels sowie zur sog. »Ökonomie« der Sprache außerhalb des rein materiellen Bereichs sagen. Natürlich ist die Freiheit, die die Sprachen erzeugt, auch in praktischer Hinsicht »vernünftig« und richtet sich nach bestimmten praktischen Normen. Es ist deshalb auch nur sinnvoll, diese Normen festzustellen: Sie gehören zur Heuristik der allgemeinen Sprachwissenschaft, und durch ihre Feststellung steckt man einen »Erwartungshorizont« ab, der uns dann bei der Beschreibung und Interpretation neuer Fakten als Bezugsrahmen dient. Man muß aber immer auch damit rechnen, daß nicht das Erwartete, sondern etwas anderes oder sogar das Gegenteil des zu Erwartenden festgestellt wird; z. B. daß eine Sprache entgegen der empirisch allgemeinen Norm nur geschlossene Silben hat, daß in der phonischen Entwicklung in einem historisch konkreten Fall *f* für *h* und *p* für *f* eintritt, nicht umgekehrt. Es ist sicherlich auf den ersten Blick nicht »vernünftig«, die rechte Hand und den linken Fuß mit einem einzigen Wort zu bezeichnen, man kann es aber nicht im voraus und für jede Sprache ausschließen: In einer bestimmten Gemeinschaft könnten z. B. gerade die rechte Hand und der linke Fuß in Verbindung mit der Magie gebracht, dadurch tabuisiert und dann eben mit ein und demselben Namen benannt werden. Was schließlich die Farbnamen betrifft: Wenn eine Sprache tatsächlich nur zwei Farbnamen hat, so können diese nicht eigentlich »schwarz« und »weiß« in unserem Sinne sein, denn sie müssen das ganze Spektrum abdecken; ebenso ist ein »grün« ohne »gelb« und »blau« nicht einfach »grün«, sondern z. B. »gelb« + »grün« + »blau«. Wichtiger erscheint uns aber auch hier, daß das für das Wesen der Sprache Kennzeichnende nicht diese empirisch übliche

Reihenfolge der Farbnamen ist, sondern vielmehr die Tatsache, daß sie nicht in jeder Sprache und notwendigerweise beachtet wird und daß an ein und derselben Stelle dieser kognitiv-psychologischen Skala in den Sprachen auch zwei oder mehr sprachlich abgegrenzte Farben auftreten können, daß z. B. eine Sprache wie das Ungarische zwei Arten »rot« als *zwei verschiedene Farben* (*vörös* und *piros*) unterscheidet.

5.0. Letzteres führt uns zu der wirklich wesentlichen Frage hinsichtlich der »Natürlichkeit« im semantischen Bereich, d. h. zur Frage des Verhältnisses »Natur« – Sprache (oder »Welt« – Sprache).

5.1.1. Bei der Feststellung von »natürlichen« oder »nicht-natürlichen« sprachlichen Abgrenzungen wird nämlich so verfahren, als ob die »Natur« bzw. die »Welt« eine von der Sprache unabhängige Größe, ein der Sprache schon als abgegrenzt vorgegebenes Faktum wäre, und zwar mit ebenfalls autonomen, für sich selbst als solche bestehenden Einteilungen, in ihrem Sein schon abgegrenzten Klassen von »Sachen«, die die Sprachen nur zu bezeichnen hätten und deren Grenzen sie beachten oder auch nicht beachten könnten. Man verfährt z. B. so, als ob eine Farbe wie »rot« gerade schon als »rot«, als diese und keine andere Farbe identifiziert unabhängig von der Abgrenzung durch die Sprachen bestehen würde. In Wirklichkeit aber sind diese Einteilungen, diese »Klassen von Sachen«, besser gesagt, diese *Seinsarten* (auch »Natur« und »Welt«) zuerst sprachlich – über Wortbedeutungen – vermittelt; und gerade deshalb können die jeweiligen »Sachen« mit ihren »Namen« bezeichnet, d. h. auf die Bedeutung, der ihre Seinsart entspricht, zurückgeführt werden.

Freilich kann man (und man darf) die schon sprachlich vermittelte Welt oder ein Stück davon, z. B. das Farbspektrum, mit objektiven Kriterien einteilen und sich fragen, durch welche Bedeutungen die Sprachen diese Einteilungen bezeichnen. Man kann sogar ein universelles Bezeichnungssystem als universellen Raster für den Sprachvergleich konstruieren (was man im Sprachvergleich, wenn auch jeweils nur teilweise, tatsächlich tut). Das darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß dies ein stillschweigend von der Sprache abgeleiteter, d. h. nach dem Muster der Sprachen aufgebauter Interpretationsrahmen ist. Denn man nimmt dabei Einzelsachen, und man meint die entsprechenden Species oder Seinsarten, man nimmt z. B. ein konkret gemaltes Spektrum, d. h. ein Beispiel für Farben, und man meint dabei die entsprechenden »quidditates«: Man konstruiert also eine Universalsprache als »tertium comparationis«, um darauf die historischen Sprachen zu beziehen und sie miteinander zu vergleichen.

Die Sachen als Gegenstände der Vorstellung als solcher sind sicherlich »vorsprachlich« und von der Sprache unabhängig gegeben. Die Sachen als *diese* oder *jene Sachen* (als »Tiere«, »Bäume«, »Wälder« usw.), d. h. als Beispiele für »quidditates«, und überhaupt als Gegenstände des Denkens, sind hingegen erst sprachlich gegeben.

5.1.2. Soll dies bedeuten, daß die Sprache per definitionem »natürlich« ist? In gewisser Hinsicht, wenn es um ihre eigenen »empirischen Universalien«, um die Normen geht, die sie – auch in der Vermittlung der »Natur« – zu befolgen pflegt, ja: Die aus den Sprachen erschlossenen Erwartungsnormen dürfen sehr wohl als »innere Natürlichkeit« der Sprache angesehen werden (wobei für den Linguisten auch die durch ein wesentliches Universale gegebene Erwartungsnorm gelten soll, daß diese Normen im Einzelfall aufgehoben werden können). Nicht aber im Verhältnis zu einer durch Abstraktion oder durch übereinzelsprachliche Konstruktion gewonnenen »Natur« als Welt vom namenlosen »Sachen«, denn in dieser Perspektive ist die Sprache ein vom Menschen geschaffenes »Gegenstück« zur Natur und zur Welt der sinnlichen Wahrnehmung schlechthin. Die Sprache ist somit doppelte Verneinung und Aufhebung der Welt in diesem Sinne. Einerseits ist sie Konstruktion einer wesentlich *anderen* Welt, einer Welt von Bedeutungen, d. h. Ersetzung des »mundus sensibilis« durch einen »mundus intelligibilis«, der aus Seinsarten besteht. Andererseits sind diese Seinsarten – die sprachlichen Species – nicht die »realen«, naturgegebenen Species: Sie sind nicht nur in jeder Sprache grundsätzlich verschieden, sie sind in der Sprache selbst, d. h. *primär*, auch nur *virtuelle Seinsarten*, Möglichkeiten des Seins, denen die »realen« Species teilweise entsprechen können, nicht Klassen von vorgegebenen »realen Sachen«. <sup>12</sup>

5.2.1. Gerade dadurch aber, daß die Sprache Abgrenzung und Bestimmung von Arten des Seins und somit Gestaltung einer an sich formlosen »Substanzwelt« durch eine »denkbare« Welt, besser gesagt, primäre Konstruktion dieser mentalen Welt ist, die sich mittels ihrer Bedeutungen auf die Sachen als Daseiende und zugleich auf ihr Sein, d. h. auf ihre unendliche Möglichkeit beziehen kann, ist die Sprache auch Zugang zu den Sachen selbst für das Denken und folglich Anfang und Bedingung für jede Wissenschaft (auch für die Wissenschaft der Sprache). Da jede »Sache« erst durch die Sprache und in

<sup>12</sup> Die Sprache ist ja so »unnatürlich«, daß sie nicht einmal »wahr« und »falsch«, »existierend« und »nichtexistierend« unterscheidet, d. h. sie geht bei ihrer Abgrenzung von Seinsarten diesen beiden Unterscheidungen voraus. In der Tat behandelt sie imaginäre Wesen wie das Einhorn lexikalisch und grammatisch nicht anders als die »realen« Pferde.

der Sprache etwas *ist*, kann auch die Frage nach dem Sein («Was ist x?»), mit der jede Wissenschaft anfängt (und in deren ausführlicher Beantwortung die Wissenschaft besteht), erst durch die Sprache und in bezug auf das sprachlich Abgegrenzte gestellt werden.

5.2.2. In der Tat stellt die Sprache Gegenstände für die »Wissenschaften des Allgemeinen« (durch die sog. »Klassennamen« wie *Baum*, *Tier* usw.) zur Verfügung, für die Geschichte (durch Eigennamen wie *Peter*, *Berlin*) und für die Philosophie (durch die sog. »Abstrakta« wie *Wahrheit*, *Tugend*). Auch die Fragen, die die Ausrichtung der Forschung charakterisieren, sind durch die Sprache gegeben. So die natur- bzw. kulturwissenschaftliche Frage, d. h. die Frage nach dem Sein einer Klasse (z. B. *Was ist ein Baum?*, *Was ist ein Wort?*), die geschichtliche Frage, d. h. die Frage nach dem Sein des einzelnen (z. B. *Wer ist Peter?*, *Welche Stadt ist Berlin?*), und die philosophische Frage, d. h. die Frage nach dem Sinn des Seins (z. B. *Was ist Wahrheit?* bzw. *Was ist Wahrheitsein?*). Solche Fragen kommen freilich auch in der alltäglichen Verwendung der Sprache im praktischen Leben vor, nur begnügt man sich in diesem Fall mit einer partiellen, dem jeweiligen praktischen Zweck der Frage genügenden Beantwortung; in der Wissenschaft hingegen will man sie folgerichtig, methodisch und ausführlich beantworten. Wer eine Frage wie *Wer ist Peter?* ausführlich beantwortet, macht in der Tat die Geschichte von Peter; und um die Frage *Welche Stadt ist Berlin?* ausführlich zu beantworten, muß man die Geschichte Berlins machen; die Frage *Was ist ein Fisch?* wird ausführlich durch die Ichthyologie beantwortet. Auch die Wissenschaften der rein formellen Relationen, d. h. die mathematischen Wissenschaften, die eine besondere Art der Wissenschaften des Allgemeinen oder »Klassenwissenschaften« darstellen, beruhen auf der in der Sprache gegebenen Intuition von den Zahlen und den reinen Formen.

5.2.3. Die Tatsache, daß die Sprache Bedingung für die Wissenschaft ist, darf aber nicht in der Hinsicht interpretiert werden, daß die Wissenschaft im ganzen durch die Sprache oder gar einzelsprachlich (z. B. durch das Deutsche, das Französische usw.) bedingt wäre, noch daß die Sprache schlechthin bzw. jede Einzelsprache – wie dies bisweilen angenommen wurde – schon als Wissenschaft gelten sollte. Die Wissenschaft setzt zwar bei der Sprache an, sie geht aber über die Sprache hinaus zu den Sachen selbst, sie revidiert mit sachlichen Kriterien die von der Sprache vorgenommenen Abgrenzungen (stellt z. B. fest, daß ein »Walfisch« kein »Fisch« in ihrem Sinne ist), lehnt sprachliche Species wie »Einhorn« oder »Zentaur« als nicht objektiv fundiert ab, entdeckt und schafft auch zahlreiche neue, der Sprache nicht bekannte

»Sachen« und schafft für ihre eigenen Bezeichnungsbedürfnisse neue, objektiv fundierte Sprache, d. h. »Fachsprache«. Die Sprache ist ihrerseits zwar notwendige Voraussetzung der Wissenschaft, weil nur durch sie das »Was« der Sachen als solches gegeben ist und vermittelt werden kann, ist aber selbst keine Wissenschaft, auch keine »verborgene«. Sie ist zwar διακριτικὸν τῆς οὐσίας, grenzt das Sein der Sachen ab und identifiziert es deiktisch als »dieses-und-kein-anderes«, vertritt es im Sprechen, sagt aber gerade deshalb über dieses Sein (im Akt der Benennung) nichts aus, wenigstens nichts Explizites und sachlich Fundiertes, ja nicht einmal, ob es tatsächlich »da ist« (auch die Ableitungen und Komposita gehen in Wirklichkeit in den Sprachen als solchen nicht über gewisse sehr vage relationierende oder klassifizierende Hinweise hinaus).

5.3. Ich erlaube mir, mit einigen Zitaten zu diesen Fragen aus zwei meiner früheren Schriften abzuschließen, denen ich auch in diesem Referat zum Teil gefolgt bin. Dies deshalb, weil ich auch heute die dort vertretenen Thesen nicht anders formulieren würde.

Zur Sprache als Erzeugung von Species:

»Die Sprache läßt sicherlich nicht etwa Bäume als Dinge (Daseiende) entstehen, wohl aber das Baum-Sein. Dabei ist es auch gleichgültig, daß diese Abgrenzung (Zuschreibung eines bestimmten Seins) oft aufgrund von in den Sachen selbst festgestellten Eigenschaften erfolgt und daß die sprachlichen Species sehr oft mit den naturgegebenen Species zusammenfallen, denn diese Eigenschaften werden erst durch die Sprache zu unterscheidenden Zügen (Abgrenzungskriterien), die Sprache grenzt nicht nur naturgegebene Species ab (im Gegenteil: daß gewisse sprachliche Species naturgegebenen Species entsprechen, kann nur im nachhinein festgestellt werden), und in jedem Fall ist die Sprache keine Abbildung, sondern intentionelle Einteilung der Sachen.«<sup>13</sup>

Zur Sprache als Zugang zu den Sachen:

»Die Bedeutung enthält also nur die Möglichkeit des Seienden, das So-und-so-Sein, und nicht das Seiende. Nur sekundär kann die Sprache zur Bezeichnung des Seienden durch das So-und-so-Sein kommen. Da aber die reine Möglichkeit etwas Universelles ist, so kann die Sprache erst durch eine sekundäre Operation der Individualisierung zur Bezeichnung der einzelnen Beispiele des So-und-so-Seins kommen. . .

Die Bezeichnung ist . . . eine Möglichkeit der Sprache, die auf der Sprache als Bedeutung beruht. Die Bezeichnung führt uns nun zur Welt der Dinge hin, die folglich als gestaltete Welt erst durch die Sprache erreicht werden kann. Die Sprache ermöglicht also den Zugang zum Außersprachlichen, zu den Dingen selbst. Daher kann sie auch

<sup>13</sup> »Naturbild und Sprache«, S. 281.

Instrument des praktischen Lebens sein, das Umgang mit der außersprachlichen Welt ist. Noch wichtiger und wesentlicher aber ist, daß die Sprache die Dinge der objektiven Untersuchung zugänglich macht, wodurch die Sprache als Anfang und Grundlage der Wissenschaft angesehen werden darf.«<sup>14</sup>

Zum sprachlichen und wissenschaftlichen Wissen:

»Sicherlich hat man in den Sprachen intuitive Abgrenzungen und Unterscheidungen, die wichtige Voraussetzungen für die Wissenschaften und/oder für die Philosophie sein können. »Wissenschaftlich« oder »philosophisch« sind aber nicht diese Intuitionen als solche, sondern erst ihre Entfaltung in der Form von Aussagen und ihre reale oder rationale Begründung: als rein sprachliche Fakten sind solche Intuitionen »Bekanntes«, aber noch nicht »Erkanntes« (im Sinne Hegels). Auch sind sie für die Wissenschaften und die Philosophie bloße Möglichkeiten, die für sich allein keine bestimmte wissenschaftliche Betrachtung hervorbringen, aber auch keine ausschließen. Es ist zwar in technischer Hinsicht leichter, daß bestimmte Fragestellungen in einer Gemeinschaft zustande kommen, die in ihrer Sprache diese oder jene Abgrenzungen und Unterscheidungen hat, und in dieser Hinsicht kann eine Sprache sozusagen *post factum* als »wissenschaftlicher« oder »philosophischer« im Vergleich zu einer anderen erscheinen. Das Vorhandensein solcher Abgrenzungen und Unterscheidungen in einer Sprache ist aber keine Garantie dafür, daß die entsprechenden Fragestellungen in der betreffenden Sprachgemeinschaft zustande kommen werden, noch schließt ihr Nichtvorhandensein das Zustandekommen derselben wissenschaftlichen Fragestellungen aus. So ist es z. B. leichter, daß ontologische Fragen in einer Gemeinschaft gestellt werden, die in ihrer Sprache das Verb »sein« und Ableitungen davon hat; Ontologie kann man aber auch in Sprachgemeinschaften haben, die das Verb »sein« nicht kennen, und zahlreiche Sprachgemeinschaften, die es kennen, haben dennoch keine wissenschaftliche Ontologie entwickelt. Ebenso entspricht der bestimmte Artikel einer grundlegenden Unterscheidung zwischen »virtuell« und »aktuell«, zwischen »Begriff« und »Gegenstand« bzw. zwischen dem Sein und dem Seienden (wie im Falle von dt. *Mensch – der Mensch*); das Vorhandensein des bestimmten Artikels in einer Sprache (z. B. im Baskischen oder im Samoanischen) schließt jedoch nicht ein, daß diese Unterscheidung auch ausdrücklich gemacht wird, und das Nichtvorhandensein des Artikels (z. B. im Lateinischen oder im Russischen) schließt nicht aus, daß sie wissenschaftlich bzw. philosophisch doch gemacht wird.«<sup>15</sup>

<sup>14</sup> »Der Mensch und seine Sprache«, in *Ursprung und Wesen des Menschen*, hrsg. H. Haag u. F. P. Möhres, (Tübinger Ringvorlesung im Sommersemester 1966) (1968), S. 76.

<sup>15</sup> »Naturbild und Sprache«, S. 277–278.